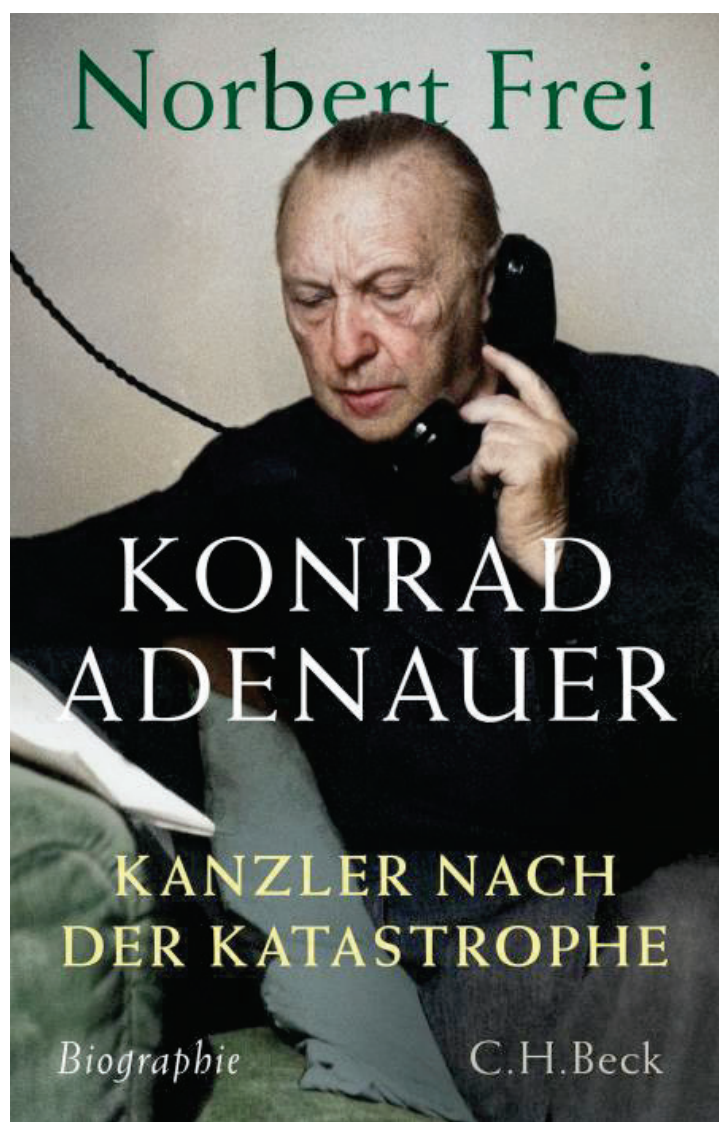


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Norbert Frei**

**Konrad Adenauer**

Kanzler nach der Katastrophe – Biographie

2025. 318 S., mit 29 Abbildungen auf Tafeln

ISBN 978-3-406-83723-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/38780325>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Norbert Frei  
KONRAD  
ADENAUER



Norbert Frei

KONRAD  
ADENAUER

Kanzler nach  
der Katastrophe

Biographie

C.H.Beck

Mit 29 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025  
Wilhelmstraße 9, 80801 München, [info@beck.de](mailto:info@beck.de)

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.  
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks  
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München  
Umschlagabbildung: Adenauer am Abend der Bundestagswahl  
vom 6. September 1953 zu Hause in Rhöndorf (koloriertes Foto),

© akg-images/Erich Lessing

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83723 4



verantwortungsbewusst produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

[produktsicherheit.beck.de](http://produktsicherheit.beck.de)

# INHALT

## Warum Adenauer?

– 7 –

### I. Bürger in Köln

– 13 –

Jahre des Aufstiegs 15 – Oberbürgermeister der «Metropole der Rheinlande» 20 – Adenauer, die Nazis und das Ende der Weimarer Republik 25

### II. Im «Dritten Reich»

– 33 –

«Rausch gegen Adenauer» 36 – Leben im Abseits 45 – Adenauer, der Widerstand und die Erfahrungen im Krieg 52

### III. Neuanfang 1945

– 59 –

Komplikationen in Köln 62 – Wieder Partei, aber anders 70 – Im Parlamentarischen Rat 83

### IV. «Provisorium» Bonn

– 95 –

Koalitionsbildung und Kanzlerwahl 98 – Der Kanzler, das Kabinett und die Hohen Kommissare 105 – Die Zukunft der Vergangenheit 112 – Um Sicherheit und Souveränität 122 – Kanzler vor Flusslandschaft mit Globke 138

## V. Kanzlerdemokratie

– 153 –

Wahlkampf auf amerikanisch 155 – Verankerung im Westen  
167 – Expedition nach Osten 177 – Autoritäre Machenschaften  
und ein totaler Sieg 185 – Die deutsche Frage und der Preis  
der Freiheit 197

## VI. Abschiedskämpfe

– 209 –

Kanzlerdämmerung 212 – Der «Alte», die Mauer und die  
letzte Wahl 226 – Finale mit Frankreich 237 – Unruhe und  
spätes Leid 245

## Der Patriarch

– 265 –

## Anhang

Nachwort und Dank 279 – Anmerkungen 281 – Quellen und  
Literatur 299 – Abbildungsnachweis 311 – Namenverzeichnis  
313

## WARUM ADENAUER?

«... es musste alles neu gemacht werden.»

*Konrad Adenauer, 1953<sup>1</sup>*

**H**itler, als er sich am 30. April 1945 in Berlin das Leben nahm, war 56 Jahre alt. Adenauer stand weit in seinem 74. Lebensjahr, als er sich am 12. September 1949 mit einer – seiner – Stimme Mehrheit in Bonn zum Bundeskanzler wählen ließ. Die staatsrechtliche Nachfolge des letzten Reichskanzlers, die der vormalige Präsident des Parlamentarischen Rats nach den Jahren des alliierten Interregnums damit antrat, war das Ergebnis staunenswerter Durchsetzungskraft. Aber sie war auch Ausdruck des klafertiefen Misstrauens eines alten Mannes gegenüber praktisch allen Jüngeren: «Das ist ja überhaupt das Verhängnis für Deutschland, dass die alte Generation überall an die Spitze muss. Die mittlere Generation fällt nahezu vollständig aus, weil sie in der Partei war. Die junge Generation ist nicht urteilsfähig, weder in politischer noch einer sonstigen Hinsicht. Sie muss völlig umerzogen werden.»<sup>2</sup>

Konrad Adenauers Diagnose aus dem Frühjahr 1946 – hart und klar, natürlich auch von kaum zu übersehender Egozentrik – findet sich im Geburtstagsbrief an einen gleichaltrigen Freund, dessen Lebensweg ihm imponierte und dem er sich vielfach verbunden fühlte: Paul Silverberg, Rheinländer und Jahrgang 1876 wie er, einst junger Anwaltskollege am Kölner Oberlandesgericht,



später einer der wichtigsten Montanindustriellen der Weimarer Republik. Im Frühjahr 1933 hatten die Nationalsozialisten Silverberg als stellvertretenden Vorsitzenden des Reichsverbands der Deutschen Industrie aus dem Amt gejagt, wie Adenauer als Oberbürgermeister von Köln. Seiner jüdischen Herkunft wegen (er selbst war Protestant) emigrierte Silverberg 1934 in die Schweiz. Adenauer, so gut es angesichts eigener Bedrängnis ging, blieb in den folgenden Jahren mit dem Freund in Kontakt; 1939, auf der Rückreise von einem Urlaub im Wallis, hatte er ihn sogar sehen können.<sup>3</sup> Nun, noch einmal sechs Jahre und einen Weltkrieg später, suchte der eine Siebzigjährige den anderen Siebzigjährigen – vergeblich – zur Rückkehr nach Köln zu bewegen, und sei es nur vorübergehend: «Ich habe niemals Ihren Rat dringender herbeigewünscht als jetzt. Wäre es denn nicht möglich, dass Sie einmal für einen Monat nach hier kämen, um zu raten und zu helfen? Allerdings müssten Sie gute Verproviantierung von dort aus mitbringen.»

Über exekutive politische Funktionen verfügte Adenauer zum Zeitpunkt dieser Freundesbitte nicht. Aus seinem Amt als Kölner Oberbürgermeister, in das er von den Amerikanern vier Tage vor Kriegsende wiedereingesetzt worden war, hatten ihn die Briten im Oktober 1945 nämlich entfernt und für zwei Monate sogar mit einem politischen Betätigungsverbot belegt. Seit Januar 1946 aber hatte er sich Schritt für Schritt an die Spitze der neugegründeten CDU in der britischen Besatzungszone gesetzt, und ab September 1948 sollte Adenauer schließlich das Bonner Vorparlament dirigieren, in dem das Grundgesetz entstand. Sein einstiges Geflunker gegenüber Silverberg hatte er da vermutlich längst vergessen: «Die politische Tätigkeit, die ich habe auf mich nehmen müssen, weil schlechthin kein anderer da war, ist sehr aufreibend, körperlich anstrengend und sehr undankbar. Ich suche ihr zu entgehen, sobald ich es irgendwie verantworten kann.»

Der Moment kam bekanntlich nie. Adenauers Rücktritt als Bundeskanzler erzwangen die Freien Demokraten, im Schulter-

schluss mit seiner eigenen Partei. Und als der Patriarch das Palais Schaumburg im Oktober 1963 endlich verließ – im Alter von fast 88 Jahren, nach 14 Jahren im Amt –, ging er «nicht mit frohem und leichtem Herzen».<sup>4</sup> Dabei war schon damals klar: Er hatte der jungen Republik, ja einer ganzen Epoche, seinen Stempel aufgedrückt. Das anerkennt, wer – sei es kritisch oder bewundernd – von den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts als «Adenauerzeit» spricht.

Die Frage nach Adenauers Leistungen und Verdiensten, nach seinen Fehlern und Versäumnissen hat immer schon umstrittene Antworten hervorgebracht. Sie im Abstand eines Dreivierteljahrhunderts noch einmal zu stellen, ist keine akademische Übung. Dahinter steht die Vermutung, ein frischer Blick auf den ersten Kanzler der zweiten deutschen Demokratie könnte helfen zu verstehen, wie wir seit 1949 wurden, was wir sind: in unserem politischen und kulturellen Selbstverständnis als Deutsche und Europäer, im Zuschnitt von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, im Umgang mit unserer Vergangenheit.

Dieses Buch will den oft geradezu erschöpfend umfangreichen Biographien, die in den letzten Jahrzehnten über Adenauer geschrieben worden sind, nicht einfach eine weitere, kürzere, zur Seite zu stellen. In der Form zwar gleichfalls ein Porträt, ist es darauf angelegt, eine Reihe meist schon zu Zeiten der «alten» Bundesrepublik eingeschliffener Meinungen, Urteile und Vorurteile über die Persönlichkeit und Politik des Gründungskanzlers noch einmal abzuwägen: aus der Perspektive einer Gegenwart, in der es scheint, als könnte namentlich der als «Westintegration» bezeichnete Weg in die europäische und transatlantische Gemeinschaft, auf den Adenauer den neuen Staat seit seinem ersten Tag im Amt zu führen begann, an ein Ende gekommen sein.

Die Darstellung setzt ein mit einem Blick auf den energiegeladenen jungen Kölner Oberbürgermeister, der seine Vaterstadt nach dem Ersten Weltkrieg zur modernen «Metropole der Rheinlande» entwickelte, als Präsident des Preußischen Staats-

rats schon bald zur Führungsreserve der katholischen Zentrums-  
partei gehörte und mehrfach als Kandidat für das Amt des  
Reichskanzlers galt – und der, wie die meisten bürgerlichen De-  
mokraten, ob der nationalsozialistischen Herausforderung seit  
Anfang der dreißiger Jahre zunehmend verunsichert wirkte. Ge-  
gen Ende der Weimarer Republik erschien es auch ihm prakti-  
kabel, die Politikunfähigkeit der Nationalsozialisten dadurch zu  
demonstrieren, dass man sie in Preußen, mithin an einer «weni-  
ger gefährlichen Stelle», in die Regierung nähme. Seine Irr-  
tümer aus dieser Zeit, seine Verjagung aus dem Amt im Frühjahr  
1933 und seine fortgesetzte Drangsalierung durch das Regime,  
wurden für den Endfünfziger zu prägenden Erfahrungen. Sie  
spiegelten sich, fast mehr noch als in seiner konkreten Politik seit  
1949, in einem autoritär-patriarchalischen Führungsstil, der ge-  
wiss seinem Charakter entsprach, der aber auch im Misstrauen  
gegenüber dem politischen Urteilsvermögen seiner Landsleute  
gründete.

Eine noch immer eher unterbelichtete Dimension im Leben  
Konrad Adenauers ist die Geschichte und Nachgeschichte seiner  
NS-Verfolgung, die sich spätestens 1944, nach dem Suizidversuch  
seiner zweiten Frau in Gestapo-Haft, tief in sein persönliches und  
in das Gedächtnis seiner großen Familie eingebrannt hat. Gleich-  
wohl kam diese Opfererfahrung in den Jahren seiner Kanzler-  
schaft öffentlich kaum je zur Sprache. Vielmehr verschrieb sich  
Adenauer, der in seiner privaten Korrespondenz noch Anfang  
1946 ungeschönt und unversöhnt über die Schuld und das politi-  
sche Versagen der Deutschen und besonders seiner Kirche sprach,  
in dem Moment, da er die öffentliche Bühne betrat, einem thera-  
peutischen Beschweigen der Vergangenheit. Zu diesem Beschwei-  
gen gehörte, nicht einmal zu explizieren, worum es ihm fortan  
ging: um die politische und sozialpsychische Konsolidierung einer  
Gesellschaft nach der Katastrophe.

Seit Adenauer 1953 Hitler in der Gunst seiner Landsleute  
überholte und 1957, im Jahr seines größten Wahlerfolgs, Bismarck

vom ersten Rang als «größter Deutscher» verwies, ist ihm ein herausgehobener Platz im historischen Gedächtnis der Deutschen sicher.<sup>5</sup> Zugleich jedoch sind selbst die Großthemen seiner Politik meist nur noch in plakativen Formeln präsent. Dabei erschließt sich ihre anhaltende oder wiedergewonnene Bedeutung oft erst im Kontext und in Kenntnis wichtiger Details. So erklärt sich, um das Beispiel der einst heftig umkämpften Politik der «Wiederbewaffnung» anzuführen, die Aufnahme der Bundesrepublik in die Nato aus dem Umstand, dass das Projekt einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, die auch Italien und die Benelux-Staaten einbezogen hätte, 1954 an Frankreich gescheitert war; die Aussöhnung der «Erbfeinde» ließ danach noch einige Jahre auf sich warten. So geht, um ein anderes Beispiel zu nehmen, die Antwort auf die Frage nach dem Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Ära Adenauer nicht in dem Stichwort «Globke» auf. Und so ist es im Zusammenhang mit der vom Kanzler praktisch im Alleingang betriebenen Politik der «Wiedergutmachung» gegenüber Israel und den Sachwaltern der ermordeten Juden nicht unwichtig zu wissen, dass diese Entschädigungsleistungen, die sowohl in der Bundesrepublik als auch in Israel innenpolitisch umstritten waren, am Anfang einer Beziehungsgeschichte standen, für die sich Jahrzehnte später auf deutscher Seite der Begriff der «Staatsräson» eingestellt hat.

Dass die politischen Kosten und Konsequenzen von Adenauers Politik der Westbindung und die – entgegen aller Wiedervereinigungsrhetorik – damit verbundene Hinnahme der Teilung Deutschlands bis in die Gegenwart reichen, bedarf keiner umständlichen Erläuterung; weniger offensichtlich, aber nicht weniger bedeutsam, erscheint dagegen das lange Nachleben der zeitgenössischen Ost-Berliner Propagandaformel vom «Spalter Adenauer» und die seinerzeit auch von manchen Parteifreunden des Kanzlers forcierte Erinnerung an Adenauers Verbindungen in den Rheinischen Separatismus der ersten Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts.

In der Biographie Konrad Adenauers spiegeln sich entscheidende Etappen deutscher Demokratiegeschichte, und in den letzten beiden Jahrzehnten seines langen Lebens hat er sie geprägt wie niemand vor oder nach ihm. Das begründet, 150 Jahre nach seiner Geburt, seinen historischen Rang wie seine aktuelle Bedeutung.

## I.

### BÜRGER IN KÖLN

In den Trümmerlandschaften der ersten Nachkriegsjahre, aber auch später unter den beleibten Wirtschaftswunderdeutschen, erschien Konrad Adenauer als ein Grandseigneur – kerzengerade, würdevoll, von hoher Gestalt und natürlicher Autorität. Doch er stammte aus kleinen Verhältnissen. Sein Vater, Johann Conrad Adenauer, hatte es im rheinpreußischen Köln zum doppelt dekorierten Kanzleirat am Oberlandesgericht gebracht; keine schlechte Position, und dennoch im Grunde zu wenig für einen Familienvorstand, der den Ehrgeiz hatte, seine drei Söhne – nicht die Tochter – aufs Gymnasium zu schicken. Für Konrad, den Jüngsten, reichten die Mittel denn auch zunächst nicht, um ihm, ebenso wie den beiden Älteren, ein Studium zu ermöglichen. Doch dank des Stipendiums einer Kölner Bürgerstiftung konnte Konrad die Banklehre, die er, achtzehnjährig, zum 1. April 1894 begonnen hatte, nach zwei Wochen abbrechen und sich in Freiburg für Jura einschreiben. Im zweiten Semester ging es nach München, wo er zusätzlich volkswirtschaftliche Vorlesungen belegte, für das vierte bis sechste Semester nach Bonn. Dass er sich im Badischen, wohin es rheinische Erstsemester damals in Rudeln gezogen haben soll, einem nichtfarbentragenden katholischen Studentenverein anschloss, lag in der Logik seines auf traditionelle Weise frommen Elternhauses.<sup>1</sup>

Weder über den Schüler des königlich-katholischen Apostelgymnasiums noch über den Studenten Konrad Adenauer ist

Außergewöhnliches überliefert. Das dürfte erklären, weshalb Hans-Peter Schwarz und Henning Köhler, Adenauers streitende Großbiographen, in den achtziger und neunziger Jahren gleichermaßen auf eine Charakterisierung rekurrierten, die des Kanzlers sorgsam autorisierter Hagiograph Paul Weymar bereits Anfang der fünfziger Jahre von einem Weggenossen des einst jungen Mannes eingeholt hatte: «Er machte immer den Eindruck, als ob er durch eine unsichtbare Isolierschicht von den anderen getrennt lebte.»<sup>2</sup>

Sein zweites juristisches Staatsexamen absolvierte Adenauer 1901 lediglich mit «ausreichend» – vielleicht, weil ihn in den Jahren zuvor mehrfach Probleme mit den Bronchien geplagt hatten, die ihm wohl auch den Militärdienst ersparten und bis ins Greisenalter zu schaffen machen sollten. Es folgten zähe Jahre als Gerichtsassessor. Aus finanziellen Gründen wieder bei den Eltern wohnhaft, tüftelte der Mittzwanziger einerseits an patentierbaren «Erfindungen» in der Hoffnung auf schnellen Reichtum und träumte andererseits von einem ruhigen Leben «ohne viel Arbeit» als Provinznotar.<sup>3</sup>

Der Ehrgeiz und die Ambition, als Sohn eines kleinen Beamten in die Kölner Gesellschaft vorzustoßen, trieben ihn aber schließlich voran. Im Tennisklub «Pudelnäß» (man spielte angeblich bei jedem Wetter) machte er die Bekanntschaft von Emma Weyer, Tochter aus großbürgerlichem Haus. Die Heirat der beiden im Januar 1904 öffnete ihm die Tür zum städtischen Patriziat, seine zeitweilige Mitarbeit in der Anwaltskanzlei von Justizrat Hermann Kausen den Weg in die Kommunalpolitik.

Mit Unterstützung Kausens, als Chef der Zentrumsfraktion im Kölner Rathaus eine einflussreiche Figur, gelang Adenauer im März 1906 der Sprung auf den Posten eines hauptamtlichen Beigeordneten. Damit hatte er, gerade dreißig Jahre alt, seinen beruflichen Platz gefunden: nicht in einem Notariat auf dem Lande, sondern als Steuerdezernent im sicheren Rahmen einer Großstadtverwaltung. In den Augen seines aufstiegsbewussten Vaters,



der wenige Tage später unerwartet starb, kam nun freilich – so jedenfalls kolportierte es die Familie über ein halbes Jahrhundert hinweg – ein noch höheres Ziel in den Blick: «Konrad, jetzt musst du dir vornehmen, Oberbürgermeister von Köln zu werden!»<sup>4</sup>

*Jahre des Aufstiegs*

Dass der Bundeskanzler kein Mann von überragendem ökonomischen Sachverstand war, galt in Bonn und um Bonn herum sogar etlichen seiner Parteifreunde als Tatsache; aber dafür wusste man ja «Professor Erhard» als Wirtschaftsminister an seiner Seite. Nur wenige von Adenauers Bewunderern ahnten damals allerdings, dass dieses Defizit des stets so streng und diszipliniert erscheinenden Mannes sich vor Jahrzehnten in einer traumatischen Erfahrung niedergeschlagen hatte – und auf nicht eben christlichen Eigenschaften beruhte: Adenauer war, wenigstens bis in seine mittleren Jahre, von einer die Grenze zum Geiz übersteigenden Sparsamkeit und gleichzeitig von einer alle Grundsätze finanzieller Umsicht hinter sich lassenden Geldgier. Erstere trug ihm im Kölner Rathaus alsbald den Vorwurf übertriebener Pingeligkeit und Pfennigfuchseriei ein, letztere brachte ihn privat an den Rand des Ruins. Dazwischen lagen Jahre des rasanten politischen Aufstiegs, aber auch des tiefen persönlichen Unglücks.

Im September 1906, ein halbes Jahr nach seiner Ernennung zum Kommunalbeamten, brachte Emma Adenauer den ersten Sohn zur Welt. Die junge Familie bewohnte inzwischen ein komfortables gemietetes Haus im vorstädtisch-bürgerlichen Lindenthal, und trotz schwerer gesundheitlicher Probleme, die sich nach der Geburt bei der 26-jährigen Mutter einstellten, kamen nach vier und nochmals zwei Jahren zwei weitere Kinder zur Welt. Spätestens seit Sommer 1913 hatte Adenauer, selbst an Diabetes und chronischem Kopfschmerz leidend, Kenntnis von der un-



heilbaren Nierenerkrankung seiner Frau.<sup>5</sup> Der wachsende Erfolg im Beruf – seit 1909 war er Erster Beigeordneter und damit Vertreter des Oberbürgermeisters – und die sich erweiternden Möglichkeiten einer zwar alles andere als verschwenderischen, aber doch sehr angenehmen bürgerlichen Lebensführung überspielten in gewisser Weise die ständige Sorge um Emma.

Wann Konrad Adenauer eingetragenes Mitglied des Zentrums wurde, ließ sich erstaunlicherweise nie klären. Im üblichen Kölner Tauziehen mit den Liberalen wurde er der katholischen Kleine-Leute-Partei zwar von Anfang an zugerechnet (es galt ja noch das preußische Dreiklassenwahlrecht, und die Sozialdemokraten waren nicht im Stadtrat). Kaum weniger wichtig war aber wohl, dass mit dem parteilosen Konservativen Max Wallraf unterdessen ein Onkel seiner Ehefrau zum Oberbürgermeister gewählt worden war, der Adenauers Karriere jedenfalls nicht bremste. Als Wallraf im August 1917, drei Jahre nach Kriegsbeginn, im Zuge des Rücktritts von Reichskanzler Bethmann Hollweg zum Staatssekretär des Innern berufen wurde, schlug die Stunde des Ersten Beigeordneten. Denn Adenauer hatte sich, schon bald nachdem die kriegstolle «Weihnachten wieder zuhause»-Propaganda in Ernüchterung umgeschlagen war, einen Ruf als energischer Organisator der städtischen «Heimatfront» erworben, wenn auch nicht überall gleichermaßen beliebt gemacht. (Am unpopulärsten war wohl seine Erfindung des für rheinische Gaumen schwierigen, mit viel Maismehl hergestellten «Kölner Brotes», das er sich im Mai 1915 sogar patentieren ließ.)

Die Wahl von Wallrafs Nachfolger am 18. September 1917 musste zwar in Abwesenheit des einzigen Kandidaten stattfinden – Adenauer kurierte im Schwarzwald noch die schweren Kopfverletzungen aus, die er ein halbes Jahr zuvor bei einem von seinem Fahrer verursachten Unfall erlitten hatte –, aber es ging alles glatt: keine einzige Neinstimme, lediglich zwei von 54 Wahlzetteln signalisierten Enthaltung. Die Erwartungen, dass der auf zwölf Jahre Gewählte die drittgrößte Stadt des Deutschen Reiches nun gut

und sicher durch die hoffentlich nur mehr kurze letzte Kriegsphase manövrieren würde, scheinen hoch gewesen zu sein.

Umso aufschlussreicher war, wie der mit 41 Jahren jüngste Oberbürgermeister Preußens sich den Kölnern vier Wochen später in seiner Antrittsrede präsentierte – nämlich spürbar bewegt und voller Dankbarkeit, «mit seiner ganzen Persönlichkeit schöpferisch tätig sein zu können». Das sei «der schönste Inhalt menschlichen Lebens». Aber Adenauer, von Natur aus kein Optimist, war auch voller Sorgen, was «der furchtbarste Krieg, den die Welt je gesehen», in nächster Zeit bringen werde. Denn «noch gehen wir hier in der Grenzmark des Reiches ungestört unsrer friedlichen Beschäftigung nach; noch hat kein Feind den Boden unsrer Stadt betreten, noch hat kein Blut die Wellen des Rheins gerötet und unversehrt ragen die Türme des Domes zum Himmel.»<sup>6</sup>

Von schneidigen Durchhalteparolen, gar von Hurra-Patriotismus, hielt sich der notorische Zivilist demonstrativ fern. Stattdessen betonte er, wie sehr «uns» der Krieg die Augen für «unsre sozialen Pflichten» geöffnet habe und «dass das Wohl und Wehe eines Standes letzten Endes auch das des andern» sei: «Sozial bluten wir aus tausend Wunden.» Gewiss, die Rede enthielt auch ein Quäntchen Zuversicht, und es fehlte nicht der Dank an das «unter dem kraftvollen Zepter unsers erhabenen Kaisers für immer geeinten deutschen Volkes», so wenig wie am Schluss das dreifache Hoch auf Seine Majestät. Doch statt auf «Kampf und Streit» legte Adenauer das rhetorische Gewicht auf die Größe des Volkes «im Dulden und Ertragen». Und noch etwas fällt zumindest im Rückblick auf: Das Wort Preußen kam ihm nicht über die Lippen.

Die Demut, mit der Adenauer den Herren Stadträten an diesem Montag dankte, war wohl keine Koketterie («Sie haben, obgleich zwei Parteien angehörend, mich einmütig gewählt. Ob ich meiner Aufgabe gerecht werde, muss die Zukunft zeigen.»). Viel mehr spricht dafür, sie als Ausdruck seines Lebensgefühls nach

den Schicksalsschlägen des letzten Jahres zu verstehen. Bei weitem schwerer noch als der Autounfall hatte ihn der Tod seiner Frau Emma getroffen, die Anfang Oktober 1916 mit 36 Jahren gestorben war. War die Zeit ihrer Bettlägerigkeit schon lang und auch für die Familie hart gewesen, so stand der dreifache Vater seitdem vor der Notwendigkeit, die Erziehung seiner Kinder – das jüngste, Tochter Ria, war vier Jahre alt – mit dem übervollen Terminkalender eines Stadtoberhauptes in Einklang zu bringen. Wie strapaziös ein solches Leben trotz aller Schaffensenergie und Disziplin gewesen sein muss, zeigt das Tagebuch, das Adenauer zu Silvester 1917 begann, aber nie weiterführte: «Ein Übermaß von Arbeit brachten mir die ersten Monate des Jahres; die Arbeit war mir ein Narkotikum für mein Leid.» Das kaum fünf Seiten lange Fragment endet mit der Feststellung: «In jungen Jahren zu einer großen Stellung berufen, bin ich ein vielbeneideter Mann, und dabei arm, bitterarm!»<sup>7</sup>

Das war natürlich nicht finanziell gemeint – Adenauer hatte schon als Erster Beigeordneter glänzend verdient und vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister ein Gehalt herausgehandelt wie kein anderer kommunaler Amtsträger in Preußen –, sondern die Selbstdiagnose seiner Seelenlage. Zur Aura des Einzelgängers, die den ernsten Mann seit jeher umgab, war eine persönliche Einsamkeit hinzugekommen, die das rastlose Tagesgeschäft bestenfalls kaschierte.

Im Februar 1918 ernannte Wilhelm II. den zusehends zur zentralen politischen Figur im Rheinland aufsteigenden Adenauer zum Mitglied des Preußischen Herrenhauses, und zwar nicht als lediglich «präsentierten» Vertreter der Stadt Köln, sondern, wie die Formel lautete, auf Lebenszeit und «aus allerhöchstem Vertrauen».

Neun Monate später war die hohe Auszeichnung nichts mehr wert. Im Unterschied zu den von der Revolution hinweggefegten Hohenzollern verstand es Adenauer allerdings, den Umsturz im Interesse seiner Stadt zu lenken.

Bereits am 8. November 1918, also am Tag bevor Philipp Scheidemann in Berlin die «deutsche Republik» ausrief, überließ der Oberbürgermeister dem Arbeiter- und Soldatenrat, der sich wie vielerorts auch in Köln gebildet hatte, Räumlichkeiten im Rathaus. Somit tagten die Revolutionäre, angeführt von dem mit Adenauer gut bekannten Mehrheits-Sozialdemokraten Wilhelm Sollmann, gewissermaßen unter Aufsicht. Der Hausherr war nun mit einer Armbinde und einem Papier ausgestattet, das ihn als Beauftragen «zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung» auswies, beglaubigt mit dem königlichen «Siegel der Stadt Cöln» und dem Stempel des Sozialdemokratischen Vereins für «Köln Stadt und Land».<sup>8</sup>

Die Nachricht vom Waffenstillstand am 11. November traf Adenauer in voller Aktion. Dank seiner umstandslosen Bereitschaft zur Kooperation mit den Gegnern des Ancien Régimes (soweit sie ihm vernünftig erschienen) und in enger Abstimmung mit Sollmann gelang es, der enormen Versorgungs- und Logistikprobleme Herr zu werden, die sich in den nächsten Tagen und Wochen angesichts des Rückstroms hunderttausender deutscher Soldaten von der Westfront und des bevorstehenden Einzugs der britischen Besatzungstruppen ergaben. Adenauers geschmeidige Bestimmtheit – die Revolutionsfahne auf dem Rathaus lehnte er ab, die Gründung eines «Wohlfahrtsausschusses» unterstützte er – trug dazu ebenso bei wie seine alltagspraktische Geistesgegenwart: Die Lebensmittelvorräte der Garnison ließ er sicherstellen, die dortigen enormen Spirituosenbestände im Rhein entsorgen.

Ganz ohne Unordnung und anfängliches Leid ging die schließlich siebenjährige Besatzung, die am Nikolaustag 1918 begann, an den Kölnern natürlich dennoch nicht vorbei.

*Oberbürgermeister der «Metropole der Rheinlande»*

In den Monaten zwischen Kriegsende und der Unterzeichnung des Versailler Vertrags Ende Juni 1919 war Adenauer, teils aus eigenem Antrieb, teils aufgrund seiner Amtsfunktion, in Beratungen und Pläne hinsichtlich der staatlichen Zukunft der Rheinlande einbezogen, die ihm noch Jahrzehnte später nachhängen sollten, nein: eigentlich sein ganzes Leben lang. Im Zentrum stand die seinerzeit hoch umstrittene Frage, ob und wie die Zugehörigkeit Kölns und der Region zum Deutschen Reich angesichts der in Frankreich rumorenden Forderungen nach Abtrennung, gar Annexion gesichert werden könne – und ob dies überhaupt wünschenswert sei. Das böse Bild vom «Spalter Adenauer», das die DDR-Propaganda Anfang der fünfziger Jahre vor diesem Hintergrund auszumalen begann, das aber auch im jederzeit kritikbereiten *Spiegel* und unter (Berliner) Parteifreunden des Bundeskanzlers geneigte Betrachter fand, hatte hier sein Ausgangsmotiv.

Über Adenauers Verbindungen in die an obskuren Gestalten und politischen Phantasten nicht eben arme Szene des Rheinischen Separatismus ist vor allem in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts viel geforscht und spekuliert worden, und viel länger noch wurde darüber gestritten.<sup>9</sup> Vom folgenlosen Ende her betrachtet genügt es festzuhalten, dass sich das Kölner Stadtoberhaupt damals nach allen Seiten und für alle Eventualitäten zu wappnen suchte: Nachdem sich geklärt hatte, dass nicht französische, sondern britische Truppen die Stadt besetzen würden, blieb immer noch die Frage, was die Friedensverhandlungen in Versailles erbringen würden und ob es gelingen könnte, mittels Ausrufung einer Rheinischen Republik der möglichen Annexion linksrheinischer Teile des Reichs durch Frankreich einen Riegel vorzuschieben. Zugleich wäre das womöglich ein willkommenes Signal für die von Deutschlands Kriegsgegnern

erwünschte Verkleinerung des so verhassten Schwergewichts Preußen – und am Ende vielleicht sogar eine Garantie für den Verbleib der Rheinrepublik in einem umgestalteten Deutschen Reich.

Adenauer hörte sich derlei Erwägungen wiederholt an, besprach sich mit Separatisten und ihren Feinden, lud am 1. Februar 1919 zu einer Beratung sämtlicher Partei- und Kommunalspitzen der Rheinprovinz ins Kölner Rathaus, reiste Anfang Juni sogar mit einigen rheinischen Granden zur deutschen Verhandlungsdelegation nach Frankreich – und hielt sich öffentlich doch lange bedeckt genug, um im Ergebnis der Macht des Faktischen ihren Lauf zu lassen, sprich: die Entscheidungen in Versailles und in der Weimarer Nationalversammlung abzuwarten. Bekanntlich blieben die Rheinlande dann preußische Provinz.

Für Köln und die Region war das eine gute Nachricht. Das galt umso mehr, als die im Friedensvertrag auf 1935 terminierte Besatzung zu Jahresanfang 1926 endete. Spätestens jetzt schien vergessen, dass auch Adenauer im Krisenjahr 1923 die Idee eines westdeutschen Separatstaates noch einmal in Erwägung gezogen hatte – als Frankreich und Belgien im Ruhrgebiet einmarschierten, die Inflation sich zur Hyperinflation entwickelte und die von der Rechten wie von der Linken herausgeforderte Republik monatelang in den Abgrund blickte.

Doch schon zu Anfang der zwanziger Jahre hatte sich Adenauer weder von der Präsenz der Briten noch von den fortbestehenden politischen Unsicherheiten oder den ungewissen wirtschaftlichen Aussichten bremsen lassen. Ganz im Gegenteil, der Oberbürgermeister barst vor Tatendrang – ein bisschen vielleicht auch, weil er nicht länger das Leben eines Witwers führte.

Im August 1919 nämlich hatte er Auguste («Gussie») Zinsser geheiratet, Tochter einer väterlicherseits deutsch-amerikanisch und mütterlicherseits französisch geprägten Professorenfamilie aus der direkten Nachbarschaft zur eigenen Villa in Lindenthal, in der die Adenauers seit 1911 lebten. Seine Frau Emma und die



Kinder hatten sich mit den Zinssers schon vor Jahren über die Hausmusik befreundet, und die naturschwärmerische Gussie hatte sich beim Oberbürgermeister mitunter sogar gärtnerischen Rat geholt. Bemerkenswert an dieser lange glücklichen und nochmals kinderreichen zweiten Ehe, die im Jahr vor Adenauers Kanzlerschaft tragisch enden sollte, war nicht nur der Altersunterschied des Paares von fast zwanzig Jahren, sondern auch, dass die junge Frau auf Wunsch ihres Bräutigams und gegen den Willen ihrer protestantischen Eltern zum Katholizismus konvertierte.<sup>10</sup>

Ob diese Konversion vor allem den Konventionen im rheinisch-katholischen Bürgertum folgte oder als Ausdruck von Adenauers Religiosität zu deuten ist, mag offenbleiben. Jedenfalls stand neben seinem praktizierten Glauben zeitlebens ein politisch-weltliches Selbstbewusstsein gegenüber kirchlicher Macht, das er auch als Präsident des Deutschen Katholikentags 1922 in München demonstrierte, als er mit Kardinal Faulhaber ob dessen monarchistischem Ressentiment gegenüber Revolution und Republik in Aufsehen erregender Weise aneinander geriet.<sup>11</sup> Jahrzehnte später sollte sein Talent zu konfessionellem Pragmatismus geradezu sprichwörtlich werden, in seiner berühmten Replik auf einen bayerisch-christlichen Bedenkenträger vor der Wahl des liberalen Freigeists Theodor Heuss zum Bundespräsidenten: «Aber er hat eine sehr fromme Frau, das genügt.»<sup>12</sup>

Bleibendes Zeugnis für den unsentimentalen, stur nach vorn gerichteten Blick schon des Kommunalpolitikers Adenauer waren die Folgerungen, die er aus der im Versailler Vertrag verlangten Schleifung der Kölner Festungsanlagen zog. Der Oberbürgermeister begriff die Auflage sofort als Chance, eine umfassende Modernisierung seiner Vaterstadt auf den Weg zu bringen. Dafür holte er bereits 1919 Fritz Schumacher an den Rhein. Im Zusammenwirken mit dem Hamburger Stadtplaner entstand unter anderem die Idee für den (inneren) Kölner Grüngürtel, deren Durchsetzung sich Adenauer bis zuletzt zugute hielt – und für die der hochrenommierte Architekt 1935 den inzwischen politisch

Verfemten in seinen Memoiren ostentativ pries: als «eine Persönlichkeit, deren geniale Eigenschaften sich wohl nur ganz zu entfalten vermochten, wenn sie dem Zwang normaler Verhältnisse entrückt war und mit Möglichkeiten rechnen konnte, vor denen durchschnittliche Tüchtigkeit ratlos steht».<sup>13</sup>

Adenauers Ehrgeiz, seine Stadt zur modernen Kapitale im Westen der Republik zu machen, verdankten sich weitere Großprojekte wie die Gründung der Universität (die ihn dafür prompt mit doppelten Ehrendoktorwürden belohnte), der Bau des Niehler Hafens, aber auch die im Mai 1928 eröffnete Pressa, eine internationale Medienmesse, die neben Regierungsdelegationen und Journalisten aus aller Welt bis Oktober rund fünf Millionen Besucher anzog. Im Rahmen einer dort gezeigten «Kolonialen Sonderschau» ging der Oberbürgermeister sogar über seine Rolle als Gastgeber hinaus und ließ sich am Stand des Dachverbands der wichtigsten deutschen Kolonialvereine unter dem Motto «Raum ohne Volk» als unbedingter Befürworter des (Wieder-)Erwerbs von Kolonien zitieren: «Wir müssen für unser Volk mehr Raum haben». Drei Jahre später übernahm er dann, offenbar vor dem Hintergrund der großen, für 1934 in Köln geplanten Deutschen Kolonialausstellung, aber sicherlich nicht gegen seine Überzeugung, das Amt des Vizepräsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft.<sup>14</sup> (Letzteres verlor er 1933, und als die Ausstellung ein Jahr später eröffnete, war er nicht mehr in der Stadt.)

Die Erfolge des Oberbürgermeisters bei seinem unermüdlichen Einsatz für die «Metropole der Rheinlande» (Adenauer) waren schwerlich zu leugnen – auch von seinen zahlreichen Gegnern nicht, die ihn, je nach politischer Richtung und Interessenlage, als engstirnigen Alleinherrscher, als Zensor von Kunst und Wissenschaft, als «Steigbügelhalter des Sozialismus» oder, wenn auch ironisch wie Wilhelm Sollmann, als «Duce von Köln» titulierten.<sup>15</sup> Welch hohes persönliches Ansehen er aber schon bald gewonnen hatte, zeigte, nachdem er 1920 bereits Vorsitzender



des Provinzialausschusses der Rheinprovinz geworden war, im Jahr darauf seine Wahl zum Präsidenten des neuen Preußischen Staatsrats; bis 1933 wurde er jährlich in diesem Amt bestätigt.

Schon aufgrund der dadurch bedingten regelmäßigen Präsenz in Berlin zählte Adenauer, wiewohl in Köln auf einen gewissen Abstand zu seiner Partei bedacht, praktisch seit Gründung der Republik zur nationalen Führungsreserve des Zentrums. Im Mai 1921 zum ersten Mal als Kanzlerkandidat gehandelt (am Ende entschied sich die Fraktion für den Parteilinken Joseph Wirth), war er fünf Jahre später noch einmal im Gespräch. Offensichtlich drängte es das fürstlich besoldete Stadtoberhaupt aber nicht in ein Amt, aus dem seit 1918 noch jeder schnell wieder abgewählt oder entlassen worden war.<sup>16</sup> Im Dezember 1929 glückte dann allerdings auch seine Wiederwahl in Köln nur knapp: Für die Mehrheit von einer Stimme sorgte der satzungsmäßige Vertreter der Rathausverwaltung – also im Grunde, wie zwei Dekaden später in Bonn, der Gewählte selbst.<sup>17</sup>

In mancher Hinsicht hatte Adenauer inzwischen abgehoben. Vor allem die Sozialdemokraten sahen sich nicht mehr hinreichend umgarnt, erkannten auf übertriebene Selbstbegünstigung (der prächtigste Mercedes als Dienstwagen, städtische Arbeiter im Garten der Privatvilla) und hatten jetzt gegen ihn gestimmt. Zugleich war Adenauers nicht nur amtsbedingte Nähe zu Wirtschaftsbossen, Bankvorständen und zum Kölner Geldadel immer deutlicher geworden, auch wenn die bereits über ihn hereingebrochene Katastrophe privater Natur war und der Öffentlichkeit zunächst verborgen blieb.

Im ökonomisch besten Jahr der Weimarer Republik, 1928, hatte Adenauer, seit langem fleißiger Privatanleger, sein bis dahin größtes Aktiengeschäft gewagt.<sup>18</sup> Animiert durch Gespräche mit Fritz Blüthgen, Generaldirektor der Vereinigten Glanzstoffwerke, der zur Freude des Oberbürgermeisters am Niehler Hafen eine moderne Kunstseidenfabrik eröffnet und dann auch noch reichlich für die neue Universität gespendet hatte, erwarb Adenauer in

großem Stil, zum Teil sogar auf Kredit, Anteile an zwei amerikanischen Glanzstoff-Töchtern, die zunächst auch reüssierten. Doch gegen Ende des Jahres – also lange vor dem Börsenkrach im Oktober 1929 – fielen deren Kurse, und zu Jahresende 1929 hatte sich der Wert von Adenauers ganz einseitig umgeschichtetem Aktiendepot gegenüber dem Vorjahr auf 1,1 Millionen Reichsmark beinahe halbiert. Zugleich stand er bei der Deutschen Bank mit fast 1,9 Millionen Reichsmark im Minus.<sup>19</sup> Zusammen mit Blüthgen, der ein frisches Aktienpaket zur Verfügung stellte, trug die Bank dafür Sorge, dass ihr Aufsichtsratsmitglied (seit 1927) aus dem durch Leichtsinns und Gier von ihm selbst verursachten Fiasko einigermaßen glimpflich herauskam. Das hinderte den Privatmann Adenauer jedoch nicht daran, alle Schuld bei anderen zu suchen und ein paar Jahre später Schadensersatzansprüche gegenüber der Deutschen Bank anzumelden, die er auch nach Kriegsende noch aufrecht erhielt.

*Adenauer, die Nazis und das Ende der Weimarer Republik*

Mit dem fallierten Spekulationsgeschäft hatte Adenauer sich und seiner Familie – ein Teil des Geldes entstammte der Mitgift seiner ersten Frau – einen massiven materiellen Schaden beigebracht. Vielleicht noch schwerer aber wog der damit verbundene Ansehensverlust, zumal Anfang der dreißiger Jahre nicht nur das persönliche Finanzgebaren des Oberbürgermeisters Gegenstand permanenter Attacken der radikalen Rechten und Linken wurde, sondern auch die enorme Verschuldung der Stadt. Angesichts des überall wachsenden wirtschaftlichen Elends – auf dem Höhepunkt der Krise im Sommer 1932 waren in Köln fast hunderttausend Menschen arbeitslos – verzeichneten die Nationalsozialisten nun auch in den Hochburgen des politischen Katholizismus immer mehr Zulauf. Schon bei der Reichstagswahl im September

1930 war die NSDAP im Wahlkreis Köln-Aachen auf 14,5 Prozent der Stimmen gekommen und hatte damit praktisch aus dem Stand mit der KPD gleichgezogen. Im Juli 1932, bei einer bis dahin unerreichten Wahlbeteiligung von über 80 Prozent, votierte ein Fünftel der Wählerinnen und Wähler für die Hitler-Partei; die Tatsache, dass sich das Zentrum mit einem Anteil von zwei Fünfteln gegenüber 1930 sogar wieder verbessern konnte, war nur ein schwacher Trost. Denn reichsweit erzielte die NSDAP mit 37,3 Prozent ihr bis dahin bestes Ergebnis, erstmals mehr als die Parteien der einstigen Weimarer Koalition (SPD, Linksliberale, Zentrum) zusammen.

Wie Adenauer auf die schwindenden Kräfte der Republik und den schier unaufhaltsam erscheinenden Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung schaute, ist nur in Umrissen überliefert. Die «Fort-mit-Adenauer!-»-Parolen der Kölner Braunhemden ließ er zumeist mit äußerer Ruhe an sich abprallen – und bestätigte damit den ihm nicht nur bei seinen erklärten Feinden vorausseilenden Ruf der Arroganz. Tatsächlich verbarg sich dahinter eine tiefe politische Verunsicherung und Ratlosigkeit. Das bezeugt seine erhalten gebliebene Korrespondenz mit Dannie N. Heineman, dem nur wenig älteren Freund in Brüssel, dem er von Zeit zu Zeit – stets dosiert, wenn nicht kalkuliert, aber doch vergleichsweise ungeschützt – Einblick in seine Stimmungslage gewährte. Am Ende des ersten Krisenjahres, drei Tage nach der Reichstagswahl und dem Durchbruch der NSDAP im September 1930, zeigte sich Adenauer gegenüber dem in den USA geborenen, weitgehend in Deutschland aufgewachsenen jüdischen Ingenieur und Unternehmer noch verhalten optimistisch: «Sehr bedenklich ist nur, dass es eine solche Millionenmenge von ganz radikalen und verzweifelte Menschen gibt. Ich rechne dazu die Kommunisten und die Nationalsozialisten. Hoffentlich bessert sich die wirtschaftliche Lage doch in absehbarer Zeit. Das wird das beste, aber auch das einzigste Mittel sein, um der Gefahren, die sich aus der ganzen Situation ergeben, Herr zu werden.»<sup>20</sup>

Zwanzig Monate später, der von Adenauer stets mit Ablehnung bedachte Parteifreund und Sparkanzler Heinrich Brüning war soeben gescheitert, klang das sehr viel pessimistischer: «Leider befürchte ich, dass Politik und Psychologie der Völker noch für längere Zeit über alle wirtschaftliche Einsicht triumphieren werden.»<sup>21</sup>

Für Adenauer, das wird man aus solchen Bemerkungen ableiten dürfen, war die Legitimationskrise der Republik letztlich eine Resultante der ökonomischen Lage. Derselbe Mann, der zehn Jahre zuvor auf dem Katholikentag in München gegen das «allen christlichen Grundsätzen» hohnsprechende «Diktat von Versailles», mehr aber noch gegen die «materialistische Weltauffassung» gedonnert hatte,<sup>22</sup> erblickte die zentrale Ursache für die massenhafte Abwendung der Deutschen von der Demokratie in ihren materiellen Nöten, Ängsten und Erwartungen. Brünings Austeritätspolitik, mochte deren Erfolg für Fachleute auch bereits am Horizont erkennbar werden, war deshalb für ihn ein klarer Fehler – den er als Bundeskanzler niemals machen würde.

Eine tiefergehende Analyse der sozialen Attraktivität der Hitler-Bewegung und der inzwischen längst nicht mehr allein von ihr (und den Kommunisten), sondern in wachsendem Maße von den reaktionären alten Eliten ausgehenden Bedrohung der Weimarer Demokratie ist von Adenauer zeitgenössisch nicht überliefert.<sup>23</sup> Vielmehr erweist sich der Kölner Oberbürgermeister bei näherer Betrachtung als ein doch recht durchschnittlicher Vertreter jener die Republik tragenden Kräfte, denen in der Krise wenig einfiel und denen der politische Kompass zusehends verloren ging.<sup>24</sup>

So passte Adenauers Abneigung, erklärten Verfassungsfeinden die Nutzung städtischer Räumlichkeiten zu verweigern, in eine politische Landschaft, in der die Idee einer «wehrhaften Demokratie» noch nicht wirklich angekommen war. Das zeigte im Sommer 1932 das Gezerre um ein neues SA-Verbot in Preußen und im Dezember die vorzeitige Außerkraftsetzung des 1930 vor

allem auf Drängen der SPD verabschiedeten zweiten Republik-schutzgesetzes – beides Entwicklungen, die der Präsident des Preußischen Staatsrats natürlich verfolgte. Sogar mit der Vorstellung, Hitler durch Einbindung in Regierungsverantwortung zu «zähmen», wie sie besonders Franz von Papen nach seinem Sturz als Reichskanzler propagierte, konnte Adenauer sich schließlich anfreunden (wobei er den vormaligen Zentrumsmann, zumindest ex post, «wegen seiner abnormen Beschränktheit» mit verächtlicher Milde bedachte).<sup>25</sup>

Im Schlussakt der Weimarer Republik war Adenauer eine schwankende Figur. Bei einem Treffen von Zentrumspolitikern im Frühjahr 1932 in Frankfurt am Main soll er sich – einerseits – noch sehr für ein hartes Vorgehen gegen Hitler ausgesprochen haben, und aus der Nachkriegszeit gibt es einen Bericht des vormaligen preußischen Finanzministers Otto Klepper, wonach der Staatsratspräsident in Pläne eingeweiht war, die Reichsregierung mitsamt der NS-Führung kurz vor Papens «Preußenschlag» am 20. Juli 1932 verhaften zu lassen und den Ausnahmezustand zu erklären.<sup>26</sup>

Andererseits verkehrte der Kölner Rathauschef im Haus des Privatbankiers Kurt Freiherr von Schröder, wo er am 2. August 1932 auf dessen Briefpapier als Ergebnis einer Unterredung mit rheinischen Parteifreunden handschriftlich festhielt, das Zentrum werde bereit sein, eine Regierung aus Nationalsozialisten und Deutschnationalen unter einem Reichskanzler Hitler «zu tolerieren und ganz unvoreingenommen nur nach seinen Taten zu beurteilen».<sup>27</sup> Und am 12. Dezember 1932 – drei Wochen, bevor der mittlerweile durch Kurt von Schleicher ersetzte Papen sich mit Hitler in der Villa Schröder traf – empfahl Adenauer seinem Parteivorsitzenden Ludwig Kaas, sich für eine Regierungsneubildung in Preußen unter Einschluss der NSDAP einzusetzen. Dann könnten die Nationalsozialisten zunächst an der «weniger gefährlichen Stelle zeigen, ob sie wirklich in der Lage sind, so hohe Ämter zu versehen».<sup>28</sup> Hans-Peter Schwarz hat den Brief nachdenklich

kommentiert: «Wäre er zu Lebzeiten Adenauers bekannt geworden, so hätte ihm das nach 1945 sicher geschadet. Er wusste jedenfalls im tiefsten Innern, dass auch er bei der Einschätzung der Gefährlichkeit Hitlers und seiner Führungsclique einen gravierenden Mangel an Urteilsvermögen bewiesen hatte.»<sup>29</sup>

Von heute aus gesehen erscheint Adenauers Hin und Her aber nicht nur als eine Serie von Fehleinschätzungen. Es erweist ihn vielmehr auch als einen in der Wolle gefärbten Mann der Exekutive, dessen Leidenschaft für den Parlamentarismus – gleichviel ob in Gestalt des Kölner Stadtrats, des Parlamentarischen Rats oder des Bonner Bundestags – zeitlebens Grenzen kannte. Ein Präsidialkabinett, vielleicht sogar auf Dauer gestellt, war für ihn kein maßloses Unglück. Jedenfalls nicht, solange damit nicht auch die Republik zur Disposition gestellt wurde.

Durchaus denkbar, dass an diesem Punkt sein Gespräch mit Carl Schmitt ansetzte, der von seinem Katheder an der Berliner Handelshochschule herab seit geraumer Zeit als profilierter Apologet des Präsidialregimes auftrat und der nun auf Wunsch der rechtswissenschaftlichen Fakultät nach Köln kommen sollte; als Kuratoriumsvorsitzender der Universität hatte Adenauer im Spätsommer 1932 die Gehaltsverhandlungen mit dem Staatsrechtler zu führen. Dass er dabei seine anfänglichen Bedenken gegen den «schwierigen Charakter»<sup>30</sup> überwand, machte aus Schmitts Gewinnung kein Ruhmesblatt. Zwar eilte dem erklärten Katholiken (und unerklärten Antisemiten) der Ruf eines Starjuristen voraus, weshalb ihn Hans Carl Nipperdey, durchaus mit Zustimmung von Hans Kelsen (der 1933 wegen «nichtarischer Abstammung» entlassen wurde und emigrierte), unbedingt hatte holen wollen. Aber doch auch schon damals notorisch waren Schmitts Träume von einem autoritären «Führerstaat», den er dann mit Hitler gekommen sah – was ihn im Herbst 1933 prompt zurück in die Reichshauptstadt zog.

Der schleichende Defaitismus der Demokraten, ihre seit Anfang der dreißiger Jahre erlahmende Bereitschaft, sich den Natio-



nalsozialisten immer wieder aufs Neue entgegenzustellen, war auch Folge einer Zermürbungstaktik, mit der diese auffallend junge, energiegeladene und gewaltbereite Bewegung auf allen Ebenen kämpfte. In der Kommunalpolitik sah sich Adenauer deren Aggressivität zu einem Zeitpunkt ausgesetzt, als sein Prestige, persönlich wie politisch, ohnehin am Boden war. Vorwürfe der Schuldenmacherei, des Nepotismus, der Verschwendungssucht und des Separatismus – in der Terminologie der Nationalsozialisten: ein «unglaubliches Manko an nationaler Würde und vaterländischer Gesinnung» – begleiteten ihn seit langem, und auch die Behauptung, er sei ein Produkt des «Kölschen Klüngels», war ihm vertraut.

Neu aber war der rassistische Antisemitismus, mit dem die lokalen NS-Führer jetzt Adenauers langjährigen Mentor, den Bankier Louis Hagen, als «negroiden Zentrumsman» und «getauften Rassejuden» verunglimpften – und ihm selbst die Mitgliedschaft im Deutschen Komitee Pro Palästina zum Vorwurf machten. Dem wohlmeinenden, eher symbolisch als politisch bedeutsamen Honoratiorenverein hatte sich Adenauer 1927 auf Empfehlung von Ludwig Kaas und unter Berufung auf das Werk des in Köln begrabenen Vordenkers des Zionismus Moses Hess («Rom und Jerusalem», 1862) angeschlossen.<sup>31</sup>

Es war dieser selbstverständliche Umgang mit den jüdischen Bürgern seiner Stadt und der von ihm deshalb unterstützten zionistischen Sache, der fanatische Judenhasser auch von außerhalb auf den Plan rief. So 1933 den mecklenburgischen NS-Publizisten Johann von Leers, der in seiner Hetzschrift «Juden sehen dich an» Adenauer in eine Reihe mit Rosa Luxemburg und Felix Warburg stellte – nach dem Motto: «kapitalistische und kommunistische Juden decken sich gegenseitig» – und der glaubte, den «Großprotz von Köln» gleichfalls als «Blutjude» identifiziert zu haben.<sup>32</sup>

Nach seiner Wiederwahl zum Oberbürgermeister 1929 hatte Adenauer darauf hoffen dürfen, 1941 in Pension zu gehen: im

Alter von dann 65 Jahren, geehrt und geachtet, als verdienter Sohn seiner großartigen Vaterstadt. Am 12. März 1933, es war der Sonntag der Kommunalwahlen, zerstoben diese Hoffnungen. Adenauer verließ das Rathaus durch das Hauptportal, nahm den Schlüssel an sich und fuhr am nächsten Morgen mit dem Zug nach Berlin.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)